

Feministische Literaturtheorien

Anfänge und Hintergründe feministischer Literaturtheorie

190 | 191

Feministische Theoriebildung ist in ihren Ursprüngen politisch verankert. Eines der ersten Ziele der *feministischen Literaturtheorie* war es, durch die kritische Analyse von Diskriminierungsstrukturen Bewusstseinsarbeit hinsichtlich der Marginalisierung von Frauen im literarischen Bereich zu leisten. Damit ist sowohl ein Initial für feministische Literaturtheoriebildung als auch ein durchgängiges Interesse markiert.

In den USA entsteht die zweite Frauenbewegung (*Second Wave Feminism*) Ende der 1960er Jahre. Sie geht zum einen auf das *Women's Rights Movement* zurück, deren vorrangiges Ziel darin bestand, soziale und arbeitspolitische Rechte, wie z.B. die arbeitsrechtliche Gleichstellung von Frauen einzufordern, zum anderen auf das *Women's Liberation Movement*, das sich als Teil einer Anti-Kriegs-Bewegung zu Zeiten des Vietnam Krieges formierte, sich jedoch eher über feministische Theorieproduktion profilierte. In Großbritannien entwickelte sich etwa zur selben Zeit eine kritische Bewegung, die sich gegen das Patriarchat und gegen Sexismus wandte. Aus beiden Richtungen heraus bildete sich, was im angloamerikanischen Raum als *Second Wave of Feminist Literary Criticism* bezeichnet wird.

Die zweite Frauenbewegung folgte auf den so genannten *First Wave Feminism* (*erste Frauenbewegung*) des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in dem u.a. das Wahlrecht oder das Recht auf Bildung und Berufstätigkeit für Frauen gefordert wurde. Den theoretischen Schlusspunkt der ersten Frauenbewegung und gleichsam einen Übergang zur zweiten Frauenbewegung bildete Simone de Beauvoirs (1908–1986) Studie »Das andere Geschlecht« von 1949 mit ihrem berühmt gewordenen Satz: »Als Frau wird man nicht geboren, zur Frau wird man gemacht.« Vorläuferinnen und zentrale Vertreterinnen dieser ersten Frauenbewegung waren Mary Wollstonecraft (1759–1797), Olive Schreiner (1865–1920) und Virginia Woolf (1882–1941) in England sowie Luise Otto-Peters in Deutschland (1819–1895). Protagonistinnen der Anfänge der zweiten Frauenbewegung innerhalb der Literaturwissenschaft, die unterschiedliche Forschungsdesigns mit entsprechenden Schwerpunktsetzungen entwickelten und auch akademisch etablierten, waren unter anderen Kate Millett (1934–), Elaine Showalter (1941–), Nancy Chodorow (1944–),

Sandra M. Gilbert (1936–) und Susan Gubar (1944–). Auch in Italien und Deutschland bildeten sich feministische Gruppen aus, die sich mit der Unterdrückung der Frau, sexueller Ausbeutung oder Fragen der Abtreibung auseinander setzten. In Deutschland geschah dies aus der StudentInnenbewegung der 1968er Jahre heraus und in starker Bezugnahme auf französische Positionen. Bis auf wenige Ausnahmen gelang es jedoch nicht, die Frauen- und Geschlechterforschung bzw. eine feministische Literaturwissenschaft in Deutschland auf der Ebene von Lehrstühlen zu institutionalisieren. Ungeachtet dessen kommt gerade den Literaturwissenschaften eine tragende und prägende Rolle hinsichtlich der Etablierung und Institutionalisierung der feministischen Frauenforschung, den Gender Studies und Queer Studies zu.

Ebenfalls motiviert durch die Ereignisse vom Mai 1968 versuchten die Vertreterinnen des stark theorieorientierten französischen Feminismus – Hélène Cixous (1937–), Luce Irigaray (1932–) und Julia Kristeva (1941–) – in kritischer Auseinandersetzung mit der Dekonstruktion und der Psychoanalyse eine »Feminisierung der Philosophie« und gingen mit diesem Ansatz auch in den akademischen Diskurs ein. Lehrstühle für Frauenforschung, Gender Studies oder Queer Studies bilden jedoch auch in Frankreich bis ins 21. Jahrhundert die Ausnahme.

Literaturtheorie und Literaturkritik

Für die feministische Literaturtheorie maßgeblich ist der akademische Feminismus, wie er mit der so genannten *Feminist Critique* durch Kate Millett und Elaine Showalter in den USA initiiert und von Showalter im *Gynocriticism* weitergeführt wurde. Der akademische Feminismus zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass seine Protagonistinnen *Women's Studies* Programme aufbauten – d. h., dass sie Curricula entwickelten, die darauf ausgerichtet waren, sexuelle Stereotypen in verschiedenen Lebensbereichen (wie Arbeit, Familienrecht, Religion) sowie in verschiedenen Bereichen künstlerischer Produktion (wie Literatur, Film etc.) zu definieren und zu analysieren. Women's Studies zielten auf *Bewusstseinsbildung* ab und waren an realen Lebensverhältnissen orientiert. Zugleich setzten sich die Forscherinnen mit *feministischer Politik* auseinander und formulierten – in letzter Konsequenz – auch *Theorien*. Dies geschah infolge der Kritik seitens VertreterInnen der nichtfeministischen Literaturwissenschaft, die Interpretationen und Analysen auf der Basis *weiblicher Erfahrung* als unprofessionell qualifizierten und für eine Verwissenschaftlichung des Faches plädierten. Theoriegeleitete Forschung

wurde jedoch von Seiten der feministischen Forschung kritisch distanziert betrachtet. Der Vorwurf lautete, dass »Theorielastigkeit« oder »Theorieläufigkeit« *hierarchische Dichotomien*, d.h. ungleich gewertete Gegensatzpaare ins Werk setzen würden, im Besonderen zwischen scheinbar unpersönlicher, objektiver, öffentlicher und daher ›männlicher‹ Theorie und angeblich persönlicher, subjektiver, privater und daher ›weiblicher‹ Erfahrung. Diese Bedenken hinsichtlich einer theoretisch fundierten und damit vermeintlich androzentrischen (männerzentrierten, von Männern geprägten und an Männern orientierten) Erkenntnistheorie äußerten sich in einer Tendenz zur ›Theoriefeindlichkeit‹ feministischer Forschung. Dessen ungeachtet wurde und wird die feministische Theoriebildung vorangetrieben, zum einen und in den Anfängen maßgeblich durch die intellektuelle Avantgarde in Frankreich (u. a. Simone de Beauvoir), zum anderen durch die nach akademischem Prestige trachtenden Forscherinnen in den USA, die nach und nach psychoanalytische, philosophische, kultur- und literaturkritische Theorien rezipierten und in die feministische Forschung integrierten.

192 | 193

Dem Begriff *feministische Literaturtheorie* liegt demzufolge ein breites und heterogenes Spektrum an Forschungsansätzen zugrunde, deren gemeinsamer Fokus die Kritik an einer androzentrischen Perspektive auf die Literatur ist. Diese genuine Pluralität feministischer Literaturtheorie, ihre Inter- bzw. Transdisziplinarität, führt jedoch auch zu Widersprüchen und Kontroversen und erfordert einen kontinuierlichen Verständigungsprozess. Die Entwicklung der letzten 40 Jahre hat aufgrund der Vielfalt des feministischen intellektuellen wie politischen Projekts weitere disziplinäre Verschränkungen erfahren. Es weitete sich auf Film- und Videoforschung aus, auf naturwissenschaftliche Ansätze ebenso wie auf philosophische. Feministische Theoriebildung nimmt einen bedeutenden Stellenwert innerhalb der Theoriebildung der letzten Jahrzehnte insgesamt ein. Vielleicht auch deshalb, weil es keinen Raum ›außerhalb‹ der Theorie gibt – außer die ForscherInnen würden im Rückgriff auf persönliche, d.h. vortheorietische Erfahrung argumentieren und damit eine Position außerhalb wissenschaftlicher Argumentationsschienen einnehmen.

Die britische Theoretikerin Toril Moi (1953–) fokussiert in ihrer Studie »Sexus, Text, Herrschaft« das Problem der Theorielastigkeit vs. Theoriefeindlichkeit innerhalb der Literaturwissenschaften und unterscheidet zwischen den Vertreterinnen des so genannten *criticism* (Millett, Showalter, Gilbert und Gubar u. a.) bzw. der *theory* (Beauvoir, Irigaray, Cixous und Kristeva). Sie beschreibt damit eine grundlegende Differenz zwischen angloamerikanischer und europäischer Forschung, die jedoch im Laufe der 1990er Jahre aufgrund wechselseitiger Rezeption immer un-

schärfer wird bzw. sich aufgrund der starken Orientierung europäischer ForscherInnen an amerikanischen *Gender Studies* und *Queer Studies* gleichsam ins Gegenteil kehrt.

Eine weitere Möglichkeit der Differenzierung feministischer Forschung innerhalb der Literaturwissenschaft, der ebenfalls die Hinwendung oder kritische Distanz zur Theorie zugrunde liegt, ist die Kategorisierung in *Frauenforschung*, *feministische Literaturwissenschaft* und *dekonstruktiven Feminismus*. Die Frauenforschung konzentriert sich auf Texte von Frauen und Repräsentationen von Frauen in literarischen Texten, die feministische Literaturwissenschaft hingegen und, in noch größerem Ausmaß, der dekonstruktive Feminismus sind mit theoretischen und methodologischen Fragestellungen befasst.

Gleichheit und Differenz

Ungeachtet der Heterogenität *des* Feminismus oder der Notwendigkeit, eigentlich von *Feminismen* sprechen zu müssen, können zwei grundlegende Positionen festgemacht werden, an denen entlang sich die verschiedenen Feminismen ausdifferenzier(t)en: Die eine geht von der grundsätzlichen Gleichheit der Geschlechter aus (*equality*), die zweite von einer unhintergehbaren Differenz (*difference*), die entweder biologisch begründet wird (biologischer Determinismus; Essentialismus) oder als kulturell bzw. sozial konstruiert betrachtet wird (Konstruktivismus). Der Second Wave Feminismus bezieht sich in den Anfängen seiner Entwicklung ebenso wie der liberale Feminismus vorwiegend auf die Position der Gleichheit der Geschlechter und kann als *Egalitätsfeminismus* bezeichnet werden. Der frühe radikale Feminismus betrachtet Männlichkeit und Weiblichkeit als überwindbare Kategorien, der späte hingegen, der vielfach mit dem akademischen Feminismus identifiziert wird und historisch betrachtet den späteren Second Wave Feminismus in den USA und Europa prägte, schwenkt ins Gegenteil um. Seine Vertreterinnen schreiben die Geschlechterdifferenz als unhintergehbare Kategorie fest, akzentuieren das genuin Weibliche und lehnen kulturell bzw. sozial begründete Definitionen des Geschlechts ab – ähnlich wie der kulturelle Feminismus (*Cultural Feminism*), der eine separate *Frauenkultur* betont. Fokus der literaturwissenschaftlichen Arbeit innerhalb des radikalen Feminismus ist die Analyse patriarchalischer und sexistischer Elemente in der Sprache. Der französische Feminismus umfasst neben der Theorie der sexuellen Differenz, die für die literaturwissenschaftliche Theoriebildung maßgeblich ist, auch den Egalitätsfeminismus bzw. den sozialis-

tischen/marxistischen/materialistischen Feminismus, der von der Gleichheit der Geschlechter ausgeht und diese ökonomisch, rechtlich und politisch durchsetzen möchte.

Women's Studies – Differenzfeminismus in den USA

194 | 195

Der auf dem *Unterschied* der Geschlechter beharrende so genannte *Differenzfeminismus*, der die Merkmale, nach denen unterschieden wird, betont und festschreibt, brachte die Forschungsrichtung der *Feminist Critique* hervor – Kate Millett, Judith Fetterley (1938–), Mary Ellman (1921–1989) –, die sich auf die kritische *Relektüre* kanonisierter Werke von männlichen Autoren und den Weiblichkeitsbildern in deren Texten konzentriert (*Images of Women*-Forschung). Auch der so genannte *Gynocriticism* gilt als Differenzfeminismus, der von spezifisch *weiblichen Erfahrungen* in der Literatur von Frauen ausgeht und ›weibliche Literatur‹ zum Untersuchungsgegenstand hat (Elaine Showalter, Sandra Gilbert und Susan Gubar) bzw. sich Fragen einer ›weiblichen Ästhetik‹ widmet. Der *feministische Empirismus* und die Standpunktepistemologie begreifen den weiblichen Standort als eine Position, von der aus ein privilegierter Zugang zur ›Wirklichkeit‹ und zu ›Weiblichkeit‹ möglich ist. Textinterpretationen erfolgen autobiografistisch, die interpretierten Texte werden in einer identifikatorischen Leseweise geradewegs mit den Lebenserfahrungen der Kritikerinnen (Leserinnen) korreliert bzw. verglichen. In weiteren Forschungsfeldern einer an der Geschlechterdifferenz orientierten feministischen Literaturwissenschaft geht es um die geschlechtsspezifische Rezeption von Literatur oder um die Revision und Umschrift des männlich dominierten literarischen Kanons. Rekonstruiert wird das literarische Schaffen weiblicher Autorinnen, berichtigt die Literaturgeschichtsschreibung.

Women's Studies konnten sich an den amerikanischen Universitäten über einen Fokus auf die Literaturwissenschaft etablieren und waren dezidiert politisch und emanzipatorisch ausgerichtet. Kate Milletts berühmte Dissertation »Sexual Politics« argumentiert aus einem politisch-feministischen Ansatz heraus und widersteht bewusst literaturwissenschaftlichen Interpretationsregeln bzw. der patriarchalischen Autorität, die diesen Regeln zugrunde liegt. Sie versucht eine umfassende feministische Literatur- und Kulturanalyse und konzentriert sich im dritten Teil ihres Buches auf das literarische Werk von kanonisierten Schriftstellern, das sie als misogyne (d. h. frauenfeindliche) und sexistische Manifestationen patriarchalen Denkens entlarvt. Dafür setzt sie persön-

liche und fiktionale Aussagen gleich und ignoriert formale und ästhetische Aspekte der Texte. Ein Beispiel dazu aus einer Lektüre Milletts von Henry Millers »Black Spring«: Millett analysiert einen Sexakt zwischen den Figuren Ida Verlainne und Bill Woodruff. Die männliche Figur erniedrigt die weibliche in einer Weise, die, erfolgte eine solche Szene in der Realität, in vielen Fällen Empörung hervorrufen würde. Millett setzt jedoch den Erzähler mit Miller (»The narrator, again a version of Miller, [...]«) und das Erzählte mit Millers »Intentionen« gleich:

Miller's educational intentions in the passage are abundantly clear. Females who are frigid, e. g., not sexually compliant, should be beaten. Females who break the laws of martial fidelity should also be beaten [...]. Rather more informative than this sober doctrine of the cave is the insight it provides into Miller's sexual/literary motives and their undeniably sadistic overtones. (Millet 1995, 9)

Allgemein kann für die Vertreterinnen der Feminist Critique festgehalten werden, dass sie aus der Sicht theoriegeleiteter, poststrukturalistischer Modelle hinsichtlich mehrerer Punkte kritisiert wurden: hinsichtlich eines simplifizierten Begriffs von Literatur, die als unmittelbares Abbild von Wirklichkeit betrachtet wurde; hinsichtlich der Ignoranz von oder auch dem Desinteresse an ethnischen oder klassenspezifischen Problemen durch die weißen, der Mittelschicht zugehörigen Forscherinnen; hinsichtlich des *Theoriedefizits* ihrer Ansätze bzw. eines *Widerstands gegen die Theorie* im Allgemeinen. Insbesondere das so genannte Theoriedefizit führte dazu, dass den Forscherinnen, die zwar an mehr als 300 Frauenforschungszentren (Women's Studies Departments), die bis 1980 an Universitäten und Colleges geschaffen wurden, etabliert waren, die Anerkennung innerhalb der alteingesessenen Disziplinen oftmals verwehrt blieb.

Nicht zuletzt aus diesem Grund plädiert Elaine Showalter in »Towards a Feminist Poetics« für eine stärkere Theoretisierung der feministischen Literaturwissenschaft und stellt der *Feminist Critique* den *Gynocriticism* gegenüber, der *feminozentrisch* (frauenzentriert, von Frauen geprägt und an Frauen orientiert) ist, von einer genuin weiblichen Erfahrung in der Interpretation ausgeht und sich ästhetischen und poetologischen Fragestellungen widmet. Trotz des Zugeständnisses an die Theoriebildung argumentiert Showalter in »Feministische Literaturkritik in der Wildnis«, dass die Kenntnis und der Umgang mit Theorien die umfängliche Vertrautheit mit literarischen Texten von Frauen keinesfalls ersetzen könne (Showalter 1987, 82). Durch die Konzentration auf Texte von Frauen bleibt jedoch bei Showalter das Moment der »Erfahrung« als Kategorie der Literaturkritik zentral. In »A Literature of Their Own« fokussierte Showalter ihr Interesse auf die Revision des Kanons hinsichtlich »verges-

sener« Schriftstellerinnen, die es ›neu« zu entdecken galt, und ging der weiblichen ›Erfahrung« auf den Grund, wie das folgende Beispiel zeigt:

Feminine, feminist, or female, the woman's novel has always had to struggle against the cultural and historical forces that relegated women's experience to the second rank. [...] I have tried to discover how they felt about themselves and their books, what choices and sacrifices they made, and how their relationship to their profession and their tradition evolved. (Showalter 1977, 36)

196 | 197

Sandra M. Gilberts und Susan Gubars gemeinsam verfasste Studie zu englischen und amerikanischen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, »The Madwoman in the Attic« (1979), gilt als repräsentativ für den *Gynocriticism*. Gilbert und Gubar konzentrieren sich auf die Relektüre kanonisierter Autorinnen hinsichtlich bestimmter wiederkehrender Bilder, an denen sie eine distinkte weibliche Tradition festmachen. Diese Tradition ist innerhalb einer patriarchalischen Kultur situiert, in der Autorschaft als ebenso patriarchalisch definiert ist. Weiblichkeit und Autorschaft schließen demzufolge einander aus, Frauen als Autorinnen verfehlen ihre Geschlechterrollen. Hier ergibt sich ein Konnex zu Harold Blooms (1930–) Modell der literarischen Genealogiebildung, die an Sigmund Freud (1856–1939) anschließt. In seinem Werk »Einflußangst« von 1973 beschreibt Bloom literaturgeschichtliche Dynamiken aufgrund eben dieser Angst des Künstlers vor dem Einfluss des ›Vaters«. Als ›Sohn« versucht der Künstler, in einer Art ödipalen Abwehrstrategie den poetischen ›Vater« ungültig zu machen. Gilbert und Gubar übertragen dieses Modell auf Autorinnen, wobei die männliche Genealogie die patriarchalische Autorität für die weiblichen Schriftstellerinnen darstellt, die nicht identitätsstiftend sein kann und daher überwunden werden muss. Anstelle der Angst vor Einfluss erlebt die Autorin eine Angst vor der Autorschaft (*anxiety of authorship*), weil sie als Autorin zur Außenseiterin der Gesellschaft wird. Dennoch: Auch diese Analogie ist asymmetrisch. Die Rebellion der männlichen Autoren und ihre ›Angst« spielt auf ungleich anderem Niveau. Während sich der Kampf der Autoren und ihrer Vorgänger als »battle of strong equals« abspielt, sieht es für die Frauen ganz anders aus:

For the woman writer, however, concealment is not a military gesture but a strategy born of fear and dis-ease. Similarly, a literary ›swerve« is not a motion by which the writer prepares for a victorious accession to power but a necessary evasion. Locked into structures created by and for men, eighteenth- and nineteenth-century women writers did not so much rebel against the prevailing aesthetic as feel guilty about their inability to conform to it. (Gubar/Gilbert 1984, 74f.)

Die Strategien der Frauen entstehen also eher aus Angst oder aus einer ›Krankheit‹ heraus, wobei die Aufsplittung des Worts »dis-ease« auf die vielen Bedeutungen von »ease« anspielt, wie Muße, Ruhe, Entspannung etc. Diese wiederum gepaart mit »dis« verweisen auf eine Situation jenseits all dieser schönen Zustände sowie darauf, dass die Frauen in den von Männern vorgegebenen Strukturen verhaftet blieben und nicht so sehr rebellierten, als vielmehr Schuldgefühle entwickelten, weil sie den vorherrschenden ästhetischen Ansprüchen nicht zu entsprechen glaubten.

Das große Verdienst von Gilbert und Gubar liegt in ihrem Beitrag zur Rekonstruktion einer weiblichen Literaturtradition, in ihrem Versuch, die Relevanz der Kategorie *gender* – im Gegensatz zu *sex* (biologisches Geschlecht) bezeichnet *gender* soziale Geschlechterrollen – für die literarischen Produktionen aufzuzeigen und die Theoretisierung von Autorschaft voranzutreiben. Poststrukturalistische Kritik an Gilbert und Gubar betraf vor allem den Rekurs auf die *Erfahrung* von Frauen sowie deren essentialistische, d. h. in der Wesenhaftigkeit der Frau begründete Sichtweise auf die Beziehung zwischen Frauen und der von ihnen verfassten Literatur.

Dekonstruktion und Theorien der sexuellen Differenz in Frankreich

Im Gegensatz zu differenzorientierten Ansätzen in den USA formierte sich der französische Differenzfeminismus in kritischer Anlehnung an die dekonstruktive (Jacques Derrida, 1930–) und psychoanalytische (Jacques Lacan, 1901–1981) Theoriebildung der 1960er Jahre als *Theorie der sexuellen Differenz*, die davon ausging, dass jegliche Form von Identität (geschlechtliche, klassenspezifische, ethnische u. a.) durch Sprache, durch Diskurse vermittelt und produziert wird. Ist Identität also nichts Gegebenes, ›Angeborenes‹, sondern etwas Erzeugtes, so kann auch nicht von einer fixen, unveränderlichen Identität ausgegangen werden. Identität wird demnach innerhalb der Theorie der sexuellen Differenz als eine sich ständig in Bewegung und Veränderung befindliche Formation verstanden. Die Theorie der sexuellen Differenz unterscheidet sich von Differenztheorien, die den Geschlechtsunterschied *betonen* und *festschreiben*, dadurch, dass das Weibliche nicht definitiv festgelegt werden kann und soll, bzw. dadurch, dass dem Weiblichen, wie jeder anderen Definition von Identität, selbst ein Moment der Vielfalt und nicht fixierbaren oder definitiv bestimmbareren Differenz zugeschrieben wird. In letzter Konsequenz entgeht jedoch auch die Theorie der sexuellen Differenz der ›Essentialisierung‹ von Identität nicht – weibliche Charakteristika werden her-

vorgehoben und überbewertet, die ›Wesenhaftigkeit‹ der Frau, der physische Geschlechtsunterschied spielt nach wie vor eine Rolle. Dennoch sollten auch diese wesentlichen Positionen, wie es Essentialismus und Dekonstruktion/Konstruktivismus für die feministische Literaturtheorie sind, nicht schlicht *dichotomisiert*, also als hierarchische Oppositionspaare gehandelt und damit eindeutig gewertet werden. Naomi Schor (1943–) liefert dazu ein wichtiges Argument:

198 | 199

Wenn es uns daran gelegen ist, über den zunehmend unfruchtbaren Konflikt um den Essentialismus hinauszukommen, so müssen wir damit beginnen, den Essentialismus zu de-essentialisieren, denn *genausowenig* wie die Dekonstruktion *ist* der Essentialismus *eins*.

(Schor 1992, 222)

Jacques Derrida, der Begründer der *Dekonstruktion*, befasste sich wie kaum einer der zeitgenössischen männlichen Theoretiker mit Fragen der Geschlechterdifferenz. Sein Einfluss auf die poststrukturalistische feministische Theoriebildung war und ist grundlegend. Was Derrida in seinen Schriften »Grammatologie« und »Dissemination« anhand der Dichotomie Stimme/Schrift entwickelt, charakterisiert dekonstruktive Denkmodelle (vgl. dazu auch Beitrag »Formalistisch-strukturalistische Theorien«). Einheitliche Interpretationsversuche werden abgewendet, allgemeine, feststehende Grundsätze der Weltdeutung zurückgewiesen. Das traditionelle abendländische Denken und seine Ausrichtung auf Vernunft wird als *Logozenismus* markiert und in Frage gestellt. Der Terminus *logos*, semantisch breit entfaltbar als *Wort*, *Wahrheit*, *Vernunft* und *Gesetz*, verweist auf ein *Zentrum*, d. h. auf einen *Ursprung*, auf *Wahrheit*, auf eine *Essenz*, einen *Gott*, auf ein ursprüngliches *kosmisches Prinzip*, das dem Menschsein, der Sprache, dem Universum zugrunde liegt. Es sind also Logikmodelle, durch die die zentrale Struktur, die Geschichte der Metaphysik und die Geschichte des Abendlandes erklärbar sind. Diese Modelle bauen auf Dichotomien auf, die hierarchisch strukturiert sind, d. h., dass immer ein Teil des Oppositionspaares als schwächer und als abgeleitet vom anderen gilt: Präsenz/Abwesenheit, Selbst/Anderes, Subjekt/Objekt, Gesetz/Chaos, *Mann/Frau*. Die Dekonstruktion versucht aufzudecken, dass die vermeintlich feststehenden Begriffe konstruiert und nicht naturgegeben sind und mit dem Ziel der Herrschaftsausübung erfolgen.

Die Alternative zum Logozenismus ist die *différance*. Mit dieser Worterschöpfung spielt Derrida auf die Doppeldeutigkeit des französischen *différer* an. *Différance* ist ein Begriff, der »die Produktion des Differierens im doppelten Sinne dieses Wortes bezeichnet [différer – aufschieben/ (von einander) verschieden sein]« (Derrida 1983, 44). Das System sprachlicher Differenzen ist nicht mehr an zuschreibbare Signifikate gebunden,

sondern wird als Prozess des ständigen Sich-Unterscheidens und Aufeinander-Verweisens von Signifikanten gefasst. Derrida radikalisiert damit Ferdinand de Saussures (1857–1913) Diktum, dass es in der Sprache nur Differenzen gibt, dass Einzelglieder selbst nichts bedeuten. D. h. Zeichen erlangen ihre Bedeutung ausschließlich über die Differenz zu anderen Zeichen, und diese Differenz ist sowohl räumlich als auch zeitlich zu verstehen. *Verräumlichung* bedeutet die (differenzielle) Bezogenheit der Zeichen zueinander, *Temporisation* bedeutet, dass das schriftliche Zeichen das »Gegenwärtige in seiner Abwesenheit dar[stellt]« und somit »aufgeschobene Gegenwart« wird (Derrida 1988 b, 13). Alles, was durch Zeichen produziert wird – also Sinn, Bedeutung oder Identität – ist damit, so Derrida, immer einer zeitlich-räumlichen Verschiebung ausgesetzt, eben der *différance* (vgl. Derrida 1988 a).

Derridas Kritik erschöpft sich nicht am *logos*, hinzu kommt der *phallus* als zentrale Metapher des Männlichen, wie ihn Jacques Lacan in seinem Werk instituiert. Derrida versteht *logos* und *phallus* als eng miteinander verwobene Konzepte und wendet sich gegen den so genannten *Phallogozentrismus*, in dem kulturelle Symbole und Praktiken, schöpferische Aktivität und Subjektkonstitution generell männlich codiert sind. Derrida betrachtet Sprache als männlich geprägtes Ausdrucksmittel und stellt die Geschlechterdifferenz als binäre Opposition in Frage. Der französische, poststrukturalistisch orientierte *Differenzfeminismus* konzentriert sich daher auch auf die Fragestellung, wie *die Frau* sprechen soll, wenn »sie keinen Zugang zur Sprache hat, außer durch Rekurs auf ›männliche‹ Repräsentationssysteme« (Irigaray 1976, 25). Eine Lösung bietet die *Dekonstruktion* dieser Systeme – ein Modell, das Derrida entwirft und das von Cixous, Irigaray und Kristeva modifiziert und weiterentwickelt wird. Eines der ›Repräsentationssysteme‹, das dekonstruiert wird, sind Texte der Psychoanalyse von Sigmund Freud und Jacques Lacan.

Die Hinwendung postmoderner KritikerInnen zu den Texten Freuds und Lacans ist unterschiedlich motiviert und spannungsgeladen. Einerseits ist die Psychoanalyse als Theorie der psychosexuellen Sozialisation eine der wichtigsten Grundlagenwissenschaften feministischer Theoriebildung, andererseits wird sie aufgrund ihrer patriarchalischen Grundzüge heftig kritisiert. Feministische TheoretikerInnen greifen insbesondere Freuds Konzeptualisierung der weiblichen Sexualität an, die er u. a. in der Vorlesung »Über die weibliche Sexualität« am *Leitfaden des Mangels* entwickelt. Dies bedeutet, dass die Frau von Freud als unvollständiger oder verstümmelter Mann konzipiert wird, der der Penis fehlt (»Penisneid«). Nach diesem Körperteil sehnt sie sich demzufolge ein Leben lang, und groß ist ihr Glück bei der Geburt eines Sohnes, der sie gewis-

sermaßen über einen ›Umweg‹ über den ersehnten Penis verfügen lässt. Positiv gewertet wird von den feministischen TheoretikerInnen, dass Freuds Theorie des Unbewussten destabilisierende Auswirkungen auf die auch von ihnen bekämpften Fundamente der abendländischen Kultur hat, die er als das *Verdrängte* selbst sichtbar macht.

Eine zentrale Rolle in der feministischen Lacan-Rezeption spielt sein Theorem des *Spiegelstadiums*. Lacan argumentiert, dass in der *imaginären Phase* das Kleinkind symbiotisch mit dem Körper der Mutter verbunden ist und sich selbst nicht als Entität wahrnimmt. Das Imaginäre umfasst die gesamte vorsprachliche und präödpale Entwicklungsphase des Kindes, die durch unmittelbare Triebbefriedigung und Wunscherfüllung gekennzeichnet ist. In dieser Phase besitzt das Kind kein Selbstbewusstsein, trennt nicht das Ich vom Du. Dies ändert sich mit dem Eintritt in das Spiegelstadium, in dem der Prozess der Individuation in Gang gesetzt wird (6. bis 18. Monat). Das Spiegelstadium repräsentiert folglich einen fundamentalen Aspekt des Subjektivierungsprozesses und korreliert mit dem Eintritt in das paternale Gesetz der Sprache (Spracherwerb), das unter dem Zeichen des Phallus steht. Die bis dahin disparate Identität des Kleinkindes, die Lacan auch als einen »zerstückelten« Körper fasst, konstituiert sich über die zentrierende Kraft des Spiegelbildes als *Ganzes*. Das Kind erkennt sein eigenes Bild als solches und tut dieses Erkennen »jubilatorisch«, also sichtlich freudvoll, kund. Das *Andere* im Spiegel ermöglicht die Wahrnehmung eines Ich, und gerade diese Spaltung zwischen Ich und dem Anderen wird zur Ursache eines Prozesses der Selbstidentifikation, die immer geprägt sein wird von einem Mangel, der aus der Ich-Spaltung resultiert (vgl. Lacan 1991a). Das Lacan'sche Modell des Subjektivierungsprozesses gilt jedoch nicht in gleicher Weise für beide Geschlechter, denn der Entwicklungsgang steht unter dem *Primat des Phallus*, der die Frau immer auf den *Ort des Anderen* verweist (vgl. Lacan 1991b und 1991a). Dies bedeutet, dass Lacan Weiblichkeit außerhalb der symbolischen, d. h. der durch die Sprache bzw. das Gesetz des Vaters geprägten Ordnung lokalisiert.

Die Pointe dekonstruktiver Lektüren besteht nun nicht darin, psychoanalytische Methoden ›anzuwenden‹, sondern die Texte von Freud und Lacan vor allem hinsichtlich geschlechtlicher Zuschreibungen zu *dekonstruieren*, d. h. die Texte werden auf Ungereimtheiten und Widersprüchlichkeiten untersucht, und es wird aufgezeigt, wie Geschlechterdifferenz vom männlichen Grundmodell aus bestimmt wird. Bedeutend für die feministische Theoriebildung ist zudem jener Aspekt der Derrida'schen Dekonstruktion, der sich über neue Stile einer philosophischen Schreibpraxis äußert. Die Suche nach einer Neupositionierung *der* Frau erfolgt

dann auch über die Idee ›anderer‹, ›weiblicher‹ Ausdrucksformen, die in gewisser Weise an den französischen Surrealismus, besonders die Vertreter der *écriture automatique*, wie etwa André Breton (1896–1966) oder Philippe Soupault (1897–1990) anschließen.

Hélène Cixous steht in enger intellektueller Bindung zu Jacques Derrida. Auch sie versteht ihre Arbeit, sowohl in theoretischer als auch literarischer Hinsicht, als Kritik an der abendländischen Metaphysik (vgl. Cixous 1989). In gleicher Weise, wie diese Ordnungsprinzipien als machtvoll Strukturen Subjektivierungsprozesse dominieren, dominieren sie das Denken der sexuellen Differenz. Das bedeutet, dass jegliche Ausprägung kultureller Oppositionsbildung nur eine Facette der Opposition Mann/Frau darstellt. Cixous ›denaturalisiert‹ die Differenz Mann/Frau, indem sie nicht von Männern und Frauen spricht, sondern von *Ökonomien*. Und auch hier stellt sie die Frage:

[W]arum männlich und weiblich? Warum und wie kommt man dazu, zu behaupten, die männliche Libido sei eine Ökonomie der Erhaltung, die weibliche Ökonomie hingegen die des Exzesses und der Ausschweifung? Darüber wird man sicher immer streiten können: es hängt vom Männlichen und vom Weiblichen ab, die durch den sexuellen Unterschied gekennzeichnet sind, nicht, daß das etwas biologisch Bestimmtes sei [...]; wir werden vom Kulturellen, das durch und durch männlich ist, vereinnahmt, hervorgebracht und geprägt [...]. (Cixous 1980 b, 69 f.)

Männliche und weibliche Ökonomien sind nicht an das biologische Geschlecht gebunden – dennoch denkt Cixous die weibliche Ökonomie letztendlich eng entlang der Erfahrung von Frauen. Cixous' *Écriture Féminine*, die sie gemeinsam mit Catherine Clément 1975 erstmals in »La jeune née« (Cixous/Clement 1975) programmatisch entfaltet und die potenziell auch von Männern geschrieben werden kann – als Beispiele gelten James Joyce oder Stéphane Mallarmé –, hat mit dieser weiblichen Ökonomie zu tun. Cixous verbindet Text, Körper und Weiblichkeit: Ein »weiblicher textueller Körper ist immer ohne Ende (f-i-n): er ist ohne Schluß, er geht nicht zu Ende«. So wie er nicht zu Ende geht, so beginnt er auch »auf allen Seiten gleichzeitig« (Cixous 1977, 40 f.). Cixous kann sich also nicht wirklich entscheiden, ob nun das ›weibliche Schreiben‹ tatsächlich unabhängig vom biologischen weiblichen Körper ist, denn

[d]as Schreiben kommt vom Körper [...]; wenn es mit dem eigenen Körper in Beziehung steht, läßt der Körper etwas durch, schreibt etwas ein [...]. Das Schreiben ähnelt deinem Körper und ein Frauenkörper funktioniert nicht wie ein Männerkörper. (Cixous 1977, 57)

Vielleicht kann folgender Textauschnitt aus »Die Orange leben« (1979)

zeigen, wie ein Text funktioniert, der nicht wie ein ›Männerkörper‹ funktioniert:

Ich fragte: »*Was habe ich mit den Frauen gemein?*« Aus Brasilien kam eine Stimme, um mir die verlorene Orange zurückzugeben. »*Das Bedürfnis, bis an die Quellen zu gehen. Die Leichtfertigkeit, die Quelle zu vergessen. Die Möglichkeit, von einer feuchten Stimme, die bis zu den Quellen gegangen ist, gerettet zu werden. Das Bedürfnis, tiefer in die Geburtsstimme einzudringen.*« Und allen Frauen, deren Stimmen wie Hände sind, die unseren Seelen nahe kommen, wenn wir das Geheimnis suchen, wenn wir das dringende Bedürfnis haben, loszugehen, widme ich die Gabe der Orange. (Cixous 1980 a, 113)

202 | 203

Cixous' Emphase des Weiblichen steht im steten Widerspruch zu ihrem poststrukturalistisch-dekonstruktiven Anti-Essentialismus Derrida'scher Prägung. Anknüpfungspunkte zu Derrida ergeben sich in beider Anspruch, die Grenzen zwischen Philosophie/Theorie und Literatur zu durchbrechen, was programmatisch für die *Écriture Féminine* gilt und an Cixous' Schreibpraxis selbst illustriert werden kann. Wie bei allen Definitionsversuchen ist jedoch auch bei der *Écriture Féminine* Vorsicht geboten – Cixous zufolge kann sie nicht definiert werden.

Luce Irigaray reiht Freud, im Anschluss an Derrida, in die abendländische logozentristische Denktradition ein und untersucht und dekonstruiert in »*Speculum*« diejenigen seiner Texte, die die weibliche Sexualität zu bestimmen versuchen, sowie Vorläufer dieser Tradition, wie Platon (427/8–347/8 v. Chr.), Aristoteles (384–322 v. Chr.), René Descartes (1596–1650), Immanuel Kant (1724–1804) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831). Die Art und Weise von Irigarays Dekonstruktion kann mit den Schlagwörtern *zweite Syntax* (Irigaray 1980, 175f.) und *Mimesis spielen* (Irigaray 1977, 78) skizziert werden. Die *zweite Syntax* ist gleichsam ein Gegenmittel zu herrschenden Diskursen, ein ›Heilmittel‹ als Strategie der Wiederholung, bei der nichts kopiert, sondern eher ironisiert wird. *Mimesis spielen* heißt, wie es Irigarays Übersetzerinnen anmerken, nicht analysieren, nicht über Theorien oder Texte schreiben, sondern paraphrasieren, kommentieren, spielerisch wiederholen, Textstrukturen aufbrechen, Textmechanismen aufdecken (Irigaray 1979, 471). Wie diese Strategie aussieht, kann an einer Lektüre Lacans gezeigt werden. Es geht um das Lustempfinden, und Lacan spricht das Recht dazu eher Statuen als Frauen zu, indem er vorschlägt, doch nach Rom zu gehen, um dort die Statue der heiligen Therese von Gian Lorenzo Bernini zu betrachten und außer Zweifel zu erkennen, dass diese Lust empfindet (Lacan 1986). Dazu Irigaray:

Nach Rom? So weit? Betrachten? Eine Statue? Einer Heiligen? Von einem Mann in Stein gehauen? Um welche Lust handelt es sich? Um

wessen Lust? Denn was die der hier in Frage stehenden Therese angeht, sind ihre Schriften vielleicht beredter. Aber wie soll man sie ›lesen‹, wenn man ein ›Mann‹ ist. (Irigaray 1979, 94)

Irigarays »Vexierspiel der Wiederholung« wird oft mit Derridas Ansatz der Dekonstruktion verglichen, ist jedoch nicht damit identisch. Lindhoff interpretiert Irigaray mit Derrida und Paul de Man (1919–1983), denn ähnlich wie diese »kehrt Irigaray das Verhältnis zwischen der Aussage der Texte und ihrer Tropik um: Metaphern sind nicht nachträgliche Illustrationen begrifflicher Wahrheiten, sondern Wahrheiten sind erstarrte Metaphern« (Lindhoff 1995, 130). Nach Irigaray sind die abendländischen philosophischen und politischen Diskurse durch eine starke Metaphorik des Körperlichen und des Geschlechtlichen gekennzeichnet.

Irigaray versucht, diese erstarrten Bilderwelten zu dekonstruieren, wobei sie nicht nur die Umkehrung hierarchischer Oppositionen anstrebt, sondern ihre Überwindung; eine Strategie ähnlich der Derridas zwar, jedoch zielt sie nicht auf die Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz ab, sondern strebt die sexuelle Differenz als »Ausgangspunkt einer neuen sozialen Ordnung« an. »Nicht mehr ein universales männliches/menschliches Subjekt soll der Kultur supponiert werden, sondern zwei Subjekte, die irreduzibel voneinander verschieden«, d.h. nicht voneinander ableitbar sind (Lindhoff 1995, 131).

Irigaray stellt Freuds Theoretisierung der Frau, die er als ›Mängelwesen‹, als ›Wesen ohne Penis‹ und demzufolge als abgeleitet vom Mann konzipiert, ihre »Schamlippen-Theorie« entgegen, die die Frau von ihren *eigenen* Sexualorganen aus bestimmt. *Die Lippen, die sich selbst berühren* spannen als Modell der weiblichen Identifikation mit sich selbst Denkmuster auf, die Innen und Außen aufbrechen, Vielheit und Vieldeutigkeit markieren und der Eindeutigkeit des Phallus entgegengesetzt sind. Es ist »Das Geschlecht das nicht eins ist« (Irigaray 1979), das diese Durchlässigkeit garantiert. Irigarays »Schamlippen-Theorie« ist jedoch auch als Mimesis-Spiel hinsichtlich Freud'scher und Lacan'scher Theoreme zu verstehen, also nicht unbedingt buchstäblich. Zugleich kann sie als ein Versuch des »Frau-Sprechens«, des *parler femme* verstanden werden, als »Entwurf einer anderen Ausdrucksform und einer anderen Theorie der Weiblichkeit, die nicht mehr am Sexualorgan des Mannes ausgerichtet und auf dessen Ökonomie der Repräsentation angewiesen ist« (Münker/Roesler 2000, 149). Irigaray möchte also an der Irreduzibilität von Weiblichkeit festhalten, ohne auf die Grundlagen des Poststrukturalismus Derrida'scher Prägung zu verzichten, was unvereinbar scheint. Gleich wie der weibliche ›Gegendiskurs‹ der *Écriture Féminine* von Cixous verbleibt Irigarays *parler femme* innerhalb einer Umkehrung von Dichoto-

mien, wird dem männlichen Prinzip ein weibliches entgegengesetzt und festgeschrieben.

In starker Bezugnahme auf Lacan, Derrida, Hegel und Freud reflektiert Julia Kristeva Prozesse der Subjektwerdung in Verbindung zur Sprache. Bedeutsam für ihr Denken sind die Begriffe des *Semiotischen* und des *Symbolischen*. Das Semiotische korreliert eng mit der so genannten *prä-ödpalen*, also vorsprachlichen Phase nach Lacan und bezeichnet einen lustvollen Artikulationsraum, der noch nicht von der männlich geprägten Sprache beeinflusst bzw. gestört ist (Kristeva 1978). Das Semiotische kommt vor allem in der poetischen Sprache der Avantgarde zum Ausdruck, in ihrer rhythmischen, klanglichen und rhetorischen Besonderheit, die sich der dominanten sprachlichen Ordnung und Sinngebung, nämlich der *symbolischen Ordnung*, entgegengesetzt. Stephane Mallarmés »Ein Würfelwurf« (»Un coup de dés«) von 1897/98 kann diese Besonderheit illustrieren:

204 | 205

Ein Sternbild / in kaltem Vergessen und ewig einsam /
und dennoch / offenbarend / auf leerer erhabener Würfelfläche /
in allmählicher Folge / sternenhaft /
die vollendete Ordnung der allumfassenden Zahl /
erwachend / zögernd / aufgehend /
schimmernd und sich sammelnd / vor dem Stillstand /
am höchsten heiligen Punkt / Jeder Gedanke ist ein Würfelwurf.

Der Eintritt in die symbolische Ordnung beginnt mit dem von Lacan beschriebenen *Spiegelstadium* und wird über den Trennungsvorgang von der Mutter vollendet, der zugleich mit einer Verdrängung der triebgeleiteten präödpalen Phase einhergeht. Kristeva markiert das »präödpale Subjekt-Objekt- und Raum-Zeit-Kontinuum« durch einen Begriff, den Platon geprägt hat, nämlich die *chôra* (Lindhoff 1995, 110–112).

Kristevas Werk kann nicht im gleichem Maße wie das von Cixous und Irigaray als »feministisch« verstanden werden. Sie betont wiederholt die Unbestimmbarkeit des Weiblichen und weist Konzepte wie die der *Écriture Féminine* (Cixous) oder des *parler femme* (Irigaray), zurück (vgl. Kristeva 1978, 79). Sie argumentiert jedoch, dass Prozesse der Bedeutungsgebung existieren (ungeachtet des Geschlechts der AutorInnen), die nicht von der symbolischen Ordnung beherrscht werden können und somit ein kritisches Potential in sich bergen. Eher als an eine Theorie der Weiblichkeit jedoch glaubt Kristeva an eine Theorie der Subversion, der Randgruppen, der Dissidenz, die sie in ihrem Hauptwerk »Die Revolution der poetischen Sprache« von 1974 entfaltet. Sie führt darin einen eigenen Textbegriff ein, der eine neue, revolutionäre Zeichenpraxis bezeichnet und sich in der Gestalt der Avantgardeliteratur realisiert. Kristeva

beschreibt Text als »Wiederaufnahme der semiotischen *chôra* im Apparat der Sprache« (Kristeva 1978, 59). Dies bedeutet, dass auch der avantgardistische Text, der gleichsam semiotisch verfährt und nicht durch die Sprache der symbolischen Ordnung gebündelt ist, mit dieser zurechtkommen bzw. diese meistern muss. Die Fähigkeit einer solchen Meisterschaft spricht Kristeva Frauen in gewisser Weise ab. Frau existiert bei Kristeva vor allem als »Mutterkörper«, als »vorsprachliche« Mutter, die im Bereich des Semiotischen verbleibt. Weiblichkeit fasst sie jenseits einer gemeinsamen Identität: »Ich bin für eine Konzeption des Weiblichen, für die es so viele »Weiblichkeiten« gibt wie Frauen.« (Kristeva 1978, 82)

Das Denken von Cixous, Irigaray und Kristeva konvergiert in einigen fundamentalen Annahmen (wie z. B. in der Verbindung Sprache/Sexualität), jedoch entwerfen sie zusammen keine kohärente Theorie. Cixous' *Écriture Féminine* weist Akzente auf, die in Kristevas »Revolution der poetischen Sprache« wichtig werden, nämlich das Plädoyer für ein Schreiben jenseits der symbolischen Ordnung und des »Gesetzes des Vaters« im Hinblick auf »eine Aktualisierung der präöipalen, vorsprachlichen Phase, die auch ein Wiederfinden des Bezuges zur Mutter ist« (Lindhoff 1995, 124). Im Gegensatz zu Cixous ist jedoch das Mutterbild bei Kristeva negativ konnotiert. Wie Kristeva geht es auch Irigaray darum, die präöipale Erinnerung an den Körper und die Mutter in das Symbolische einzubringen. Sie weist (wie Kristeva und Cixous) Lacans Postulat von der Unhintergebarkeit des Symbolischen zurück. Vor allem Irigaray und Kristeva zeigen in ihrer späteren Entwicklung eine Verlagerung von der Dekonstruktion zu positiv gesetzter (weiblicher) Identität.

Dekonstruktiver Feminismus und Literaturwissenschaft in den USA

Die Rezeption und der Einfluss der französischen Feministinnen im angloamerikanischen Raum veränderte die Situation hinsichtlich der theoretischen Fundierung feministischer Forschung in den USA und verlief ebenso prägend wie kontrovers. Das Hauptaugenmerk der Rezeption basierte auf der Prämisse, dass die Geschlechterdifferenz in der Sprache verankert sei, und orientierte sich damit am *linguistic turn* in den Humanwissenschaften, d. h. daran, dass nicht mehr davon ausgegangen wird, dass Sprache die »Wirklichkeit« mimetisch *abbildet*, sondern diese *hervorbringt* und damit auch *das* konstitutive Element jeder sozialen Gegebenheit ist. Simplex Beispiel ist die Grammatik der Geschlechter (wie die geschlechtlich differenzierten und differenzierenden Artikel) oder die bis vor wenigen Jahren gängige Praxis, Frauen im Hinblick auf

ihren Familienstand mit ›sozialen Titeln‹ zu versehen, also mit ›Frau‹, sofern sie verheiratet waren, oder mit ›Fräulein‹, sofern sie ledig waren, wohingegen Männern Titel in Bezug zur Beschäftigung oder Ausbildung zugewiesen wurden.

Besonders eine Gruppe feministischer Literaturwissenschaftlerinnen in Yale, von der die Entwicklung eines nordamerikanischen dekonstruktiven Feminismus ausging, zeigte sich informiert und beeinflusst durch die Vertreterinnen des so genannten *French Feminism*. Mary Jacobus (1944–), Shoshana Felman (1942–), Barbara Johnson (1947–), Gayatri Chakravorty Spivak (1942–) et al. postulierten ihr Programm einer *Gender Theory and Yale School*. Dies geschah in Anlehnung an die Theoriebildung und kritische Praxis einer *Écriture Féminine* oder eines *parler femme* von Cixous, Irigaray und Kristeva sowie in kritischer Bezugnahme auf die so genannte *Genre Theory and Yale School*, die auf den Literaturwissenschaftler und Protagonisten der Dekonstruktion in Amerika, Paul de Man, zurückgeht (vgl. Johnson 1995).

206 | 207

De Man entwickelte eine Lektürepraxis besonderen Stils. Ihm ging es um eine Entfaltung von *Aporien*, d. h. von *Unentscheidbarkeiten* zwischen den rhetorischen (also figuralen oder metaphorischen) und den literalen (also wörtlichen oder auch grammatischen) Ebenen eines Texts. Berühmtes Beispiel aus de Mans »Allegorien des Lesens« (de Man 1988, 38 f.) ist die Geschichte von Archie Bunker. Archies Frau fragt ihn, ob er die Bowlingschuhe drüber oder drunter geschnürt haben will. Er beantwortet die Frage mit einer rhetorischen Frage: »Was is' der Unterschied?«. Bunkers Frau erklärt ihm mit Engelsgeduld den Unterschied zwischen drüber Schnüren und drunter Schnüren und provoziert einen Wutausbruch bei Archie. Denn die Frage »Was is' der Unterschied?« erwartet keine Antwort sondern bedeutet »Ich pfeif' auf den Unterschied!«. Ein und dasselbe grammatikalische Muster erzeugt (mindestens) zwei gegenläufige, einander ausschließende Bedeutungen. Dieses Charakteristikum der Sprache oder der Literatur kann mit de Man als ihre *Literarizität* beschrieben werden, d. h. verschiedene Bedeutungen eines Textes schließen einander wechselseitig aus. Die literale und figurative Bedeutung sind voneinander abhängige, aber gegenläufige Dimensionen der Sprache und in unentscheidbarer Weise gleichzeitig. »Die Verwirrung [dieser Unentscheidbarkeit, A.B.] kann nur durch die Intervention einer außersprachlichen Intention aufgelöst werden.« (de Man 1988, 38) Zentral für de Man wie für Derrida ist die Umwertung von Hierarchien, beide wenden sich gegen die Eindeutigkeit von Sinn.

Von Yale ausgehend entwickelt sich im Laufe der 1980er Jahre die feministische Dekonstruktion zu einem zentralen literaturwissenschaftlichen

Diskurs mit hohem akademischen Prestige, das auf die Gender Studies übergang. Warum gerade für die feministische Theoriebildung in Nordamerika die Dekonstruktion zum überzeugenden Denkmodell werden konnte, lässt sich damit begründen, dass Geschlechtsidentitäten besonders im subjektorientierten politischen Feminismus als soziokulturelle Zuweisungen galten und nicht als biologisch begründete Wesenheiten von Mann und Frau. Daher konnte dieser Ansatz, dekonstruktiv gewendet, auf die sprachliche Konstruktion von Geschlechterdifferenz übertragen werden.

Gayatri Chakravorty Spivak, die in Yale bei Paul de Man promovierte, arbeitet transdisziplinär aus Bereichen wie Feminismus, Dekonstruktion, Marxismus, Psychoanalyse, Literaturwissenschaft. Sie stellt für die Entwicklung der *Postcolonial Studies* (*Subaltern Studies*) bzw. für die einer *postkolonialen Literaturtheorie und -kritik* gemeinsam mit Homi K. Bhabha (1949–), Edward Said (1935–2003) und LiteraturwissenschaftlerInnen aus der so genannten »Dritten Welt« eine wichtige Figur dar (siehe Beitrag »Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien«). Im weitesten Sinne ist diese Literaturtheorie als ein Set von Lektürepraktiken zu verstehen, das sich der kritischen Analyse kultureller Erscheinungen widmet und dem Phänomen von Dominanz und Unterwerfung zwischen (und oftmals innerhalb) verschiedener Nationen, Ethnien und Kulturen, zwischen den Kolonisatoren und den Kolonisierten nachgeht – *race*, *class* und *gender* sind dabei die zentralen Begriffe. Exemplarisch für ihr Verfahren ist ihr Essay »Three Women's Texts and a Critique of Imperialism« (Spivak 1985). Auch wenn Spivaks Arbeiten in weiten Anteilen eklektizistisch wirken, und dies oft kritisiert wird, existiert auch die Gegenmeinung, dass genau diese Arbeitsweise, nämlich widersprüchliche Diskurse nicht zu vereinheitlichen und Differenzen und Diskontinuitäten auszuhalten, von großem theoretischem Wert ist. Spivak bezeichnet Derrida, von dem sie stark beeinflusst ist, als männlichen Avantgarde-Philosophen, der in seinen Arbeiten eine Form der *Textualisierung* der Geschlechterdifferenz bzw. »der Frauen« selbst etabliert. Den Zusammenhang zwischen sexueller Differenz und der *différance* diskutiert Spivak in einem sehr komplizierten Text, nämlich in »Feminism and Deconstruction«:

Différance is [...] only one name for the irreducible double bind that allows the very possibility of difference(s). Sexual identity is sexual *différance*, not sexual difference; it produces sexual difference. [...] There is no harm in admitting that it's not just the production of sexual difference that's being framed here but the possibility of difference itself. (Spivak 1993, 132)

Was hier als *double bind*, als Zwickmühle markiert wird, ist, dass sexuelle

Identität immer schon als *différance* verstanden werden muss. Sexuelle Identität als *différance* erzeugt sexuelle Differenz. Es geht jedoch nicht nur um die Produktion der Geschlechterdifferenz, sondern um die Möglichkeit, Differenz selbst zu denken. *Différance* und Frauen sind, so Spivak, zwei Namen innerhalb einer Kette von Verschiebungen und keiner davon kann Priorität beanspruchen – »[m]an«, hingegen, wie Spivak weiterdenkt, »is the duped name of the undivided origin« (Spivak 1993, 132) – »duped« wohl gemerkt, also »betrogen« oder »reingelegt«.

Sie kommt zum Schluss, dass vom »Namen der Frau«, also von der Bezeichnung »Frau« selbst, abgesehen werden sollte, da diese für feministische Ziele fehlschlägt (»misfires for feminism«), und sie kritisiert feministische Strömungen, die sich gegen die Dekonstruktion wenden. Wie wird man nun zur ›dekonstruktiven Feministin‹?: »Let us say, speaking from within, that we have to deconstruct our desire for the impasse, neutralize the name of ›woman‹ for deconstruction and be deconstructive feminists in that sense.« (Spivak 1993, 136f.) Es geht also letztendlich darum, Differenzen ›within‹ und nicht ›between‹ zu denken, *innerhalb* und nicht *dazwischen* findet sich die *radikale Alterität*.

Ganz andere Töne noch finden sich in einem zehn Jahre jüngeren Text Spivaks, »Verschiebung und der Diskurs der Frau« von 1983, in dem sie eine Kritik an Derrida formuliert, die sich auf Derridas Versuche konzentriert, ein Netzwerk von Metaphern aufzuspannen (»concept-metaphors«), das eigentlich darauf abzielt, *die Frau mit der Dekonstruktion* intrinsisch zu korrelieren, die sie letztendlich jedoch wieder vereinnahmen und fetischisieren. Inwieweit es sich bei Spivaks irreduzierbarer ›Unterschiedlichkeit‹ (*differential*) um einen Essentialismus handelt, der *keiner ist* – eine Frage, die bereits Naomi Schor zu Irigaray gestellt hat (vgl. Schor 1992) –, ist nicht einfach zu klären. Jedenfalls hat Spivak mit dem Ziel politischer Handlungsfähigkeit vorübergehend einen *strategischen Essentialismus* propagiert: »I would read it, then, as a strategic use of positivist essentialism in a scrupulously visible political interest.« (Spivak 1996, 205) Bald darauf hat sie diesen Ansatz selbst kritisiert und wieder verworfen (vgl. Spivak 1989, 17).

Barbara Johnson, wie Spivak Absolventin aus Yale, geht es zentral um Identität und Differenz im Kontext ethnischer, politischer und gender-relevanter Fragestellungen. Ihr Werkkorpus selbst verrät den Fokus auf *Differenzen* in mehreren seiner Titel »The Feminist Difference«, »A World of Difference«, »The Critical Difference« (Johnson 1998, 1987 und 1980). In letzterem Buch beschreibt sie ihre Lektürestrategien folgendermaßen:

The starting point is often a binary difference that is subsequently shown to be an illusion created by the workings of differences much

harder to pin down. The differences *between* entities ([...] man and woman) are shown to be based on a repression of differences within entities, ways in which an entity differs from itself. (Johnson 1980, x)

So wie auch Spivak privilegiert Johnson die Differenz innerhalb von Entitäten und korrigiert ihre Strategie hinsichtlich der Auswahl ihrer Oppositionspaare, die, wie sie vermerkt, ausschließlich dem weißen, männlichen, euro-amerika-zentrierten Kanon verhaftet sind. Sie versucht in ihren Analysen, den Bezug zur ›realen Welt‹ herzustellen, den sie zugleich kritisch hinterfragt, weil es keine Garantie gibt, dass die theoretischen Aktivitäten in der ›realen Welt‹ situiert wären. Genauso sinnlos jedoch wäre es anzunehmen, dass das ›Reale‹ etwa außerhalb des eigenen Wirkungskreises, der eigenen Aktivitäten läge (Johnson 1987, 2).

Dekonstruktion wird von ihr auch keineswegs als *Destruktion* verstanden. Vielmehr rückt sie den Terminus in die Nähe seiner ursprünglichen Bedeutung, der *Analyse*, *Zerlegung*. Dekonstruktion ist die kritische Analyse von dominanten Signifikations- und Interpretationsprozessen. Zentrales Anliegen ist, die kritische Differenz eines Textes zu sich selbst offen zu legen, d.h. Texte nicht auf stimmige Zusammenhänge, auf eindeutige Sinngebung, auf Entschlüsselung zu lesen, sondern Texte ›gegen den Strich‹ zu lesen, also das darin Marginalisierte und Verdrängte zu identifizieren und die patriarchalische und hegemoniale (Argumentations-)Struktur eines Textes zu demontieren.

Die allgemeine Kritik an dekonstruktiven Denk- bzw. Lektüremodellen bezieht sich auf das Problem, angesichts ihrer Zentriertheit auf Sprache und Rhetorik und der angenommenen sprachlichen Verfasstheit von Identität und Subjektivität Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten und den Bezug zur ›realen Welt‹ zu garantieren. An anderer Stelle begegnet Johnson einer solchen Kritik, die auf Paul de Man Bezug nimmt, folgendermaßen: »[T]o question certainty is not the same as to affirm uncertainty.« (Johnson 1990, 8) Paul de Man ist – »clearly«, wie Johnson sagt – von höchster Relevanz für ihr eigenes Projekt. In der Einleitung zu »A World of Difference« fasst sie seine aus ihrer Sicht zentralen Einsichten folgendermaßen zusammen:

[T]hat language, since it is [...] constitutive of the human, cannot itself be entirely ›human‹. It is neither inside nor outside the subject, but both at once. As the ground of possibility of expressive intentionality, language cannot itself be entirely reduced to interpretability. This does not mean that language *never* means, but rather that beyond the apparent meaning, and even beyond the suppressed or hidden meanings [...], there can always be a residue of functioning – which produces effects – that is not a *sign* of anything, but merely the out-

come of linguistic rules, or even of the absolute randomness of language. Not that language is always absolutely random, but that we can never be sure that it isn't. (Johnson 1987, 6)

Wird Sprache als konstitutiv für das ›Menschliche‹ gewertet, so ist sie selbst nicht gänzlich menschlich, ist nicht einfach innerhalb oder außerhalb des Subjekts zu lokalisieren, sondern ist immer schon beides zugleich. Johnson hinterfragt die Verweiskraft sprachlicher Zeichen, befragt sie auf ihre ›Beliebigkeit‹ (*randomness*), und obwohl sie deren absolute Beliebigkeit zurückweist, meint sie doch auch, dass wir uns nicht wirklich sicher sein können, dass sie es nicht sind.

210 | 211

Shoshana Felman, Professorin in Yale und bekannt für ihre Arbeiten zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Psychoanalyse, bewegt sich innerhalb des theoretischen Spektrums von John L. Austins (1911–1960) Sprechakttheorie, Lacans Psychoanalyse und der Dekonstruktion. Die so genannte Sprechakttheorie des britischen Philosophen Austin basiert auf der Unterscheidung von *konstativen* und *performativen* Sprechakten. Konstative Sprechakte (›Paul versprach anzurufen‹) machen eine Aussage, die wahr oder falsch sein kann. Performative Sprachakte (›Ich erkläre euch zu Mann und Frau‹) sind nicht wahr oder falsch, sondern vollziehen die Handlung, auf die sie sich beziehen.

Wie auch Derrida und de Man rekurriert Felman auf Austins Kritik referenzieller Bedeutungstheorien. Sowohl Derrida als auch Felman finden in Austins Theorie der Sprechakte Anknüpfungspunkte für eine dekonstruktive bzw. psychoanalytisch inspirierte Lektüre und Kritik der Sprechakttheorie. Felman interpretiert im Anschluss an de Man die Begriffe konstativ und performativ nicht nur als Attribute sprachlicher Äußerungen, sondern als Begriffe, die paradigmatisch für eine bestimmte Sprachauffassung stehen. Konstative Sprache ist vor allem ein *Mittel zur Kommunikation* – und zwar von *Wahrheit* und *Wissen*. Dagegen ist in einer performativen Sprachkonzeption Sprechen keineswegs gleich bedeutend mit *Wissen*, sondern mit *Tun*:

[...] *acting* on the interlocutor, modifying the situation and the interplay of forces within it. Language [...] is performative and not informative; it is a field of enjoyment. As such, it cannot be qualified as true or false, but rather quite specifically as *felicitous* and *infelicitous*, successful or unsuccessful. (Felman 1983, 27)

Konstative Äußerungen beschreiben einen Sachverhalt oder behaupten Tatsachen und sind folglich wahr oder falsch. Performative Äußerungen vollziehen Handlungen, die sie benennen, ›tun‹ also etwas. Konstative Sprache repräsentiert und bedeutet, performative handelt, indem sie sich wesentlich auf sich selbst bezieht: »[...] language – as a performative

field of pleasure – is a fundamentally self-referential field, [...] language – as a constative field of knowledge – is referential, capable of transitive reference.« (Felman 1983, 33)

Ein weiterer, wesentlicher Aspekt von Felmans wissenschaftlicher Vorgangsweise ist ihr Zugang zu bzw. Verständnis von *Lektüren*. Sie postuliert, in kritischer Aufnahme verschiedener Aspekte von Lacans Denken und de Mans Lektürestrategien, ein *anderes Lesen* (Felman 1982). Felman schlägt vor, dass »in the same way that psychoanalysis points to the unconscious of literature, literature, in its turn, is the unconscious of psychoanalysis« (Felman 1982, 10). Zugleich misstraut sie Versuchen, den Sinn von Texten ein für alle Mal festlegen zu wollen und sich selbst als Wissenschaftlerin bzw. Interpretin außerhalb der Sprache bzw. des Unbewussten zu verorten.

Felman wendet sich prinzipiell gegen das Ziel wissenschaftlicher Lektüren, Bedeutung zu *interpretieren*. Vielmehr versucht sie Analysen dessen, *wie* literarische Texte *Bedeutung stiften* und wiederum *auflösen*. Ein Zitat von Paul de Man, als Motto gleich eingangs zu »Literature and Psychoanalysis« platziert, mag Aufschluss über diesen Zugang geben: »Reading is dramatized not as an emotive reaction to what language does, but as an emotive reaction to the impossibility of knowing what it might be up to.« Es geht beim Lesen also weniger darum, was Sprache tut, sondern darum, dass es unmöglich ist zu wissen, was Sprache alles zu tun vermag, wozu sie also im Stande ist. Wie für de Man ist auch für Felman der Begriff der Literarizität von Bedeutung, der gerade das sei, was Bedeutung produziert, sich aber selbst der Interpretation entzieht. Das Literarische wiederum ist nicht gleichzusetzen mit »schöner Literatur«, vielmehr entblößen auch wissenschaftliche Texte (wie zum Beispiel die von Lacan) ihre irreduzible Rhetorizität. In »La folie et la chose littéraire« geht es ihr nicht darum, den Wahnsinn (la folie) als *Thema* des Literarischen zu zeigen, sondern ihn als Strukturgesetz zum Ausdruck zu bringen.

Als *Frau lesen* bedeutet für Felman, jene Widerstandsmomente im Text aufzusuchen und zu benennen, in denen der Text selbst die Festschreibung der Geschlechterdifferenz sowie patriarchale Versuche der Sinnstiftung unterläuft. In ihrem Band »What Does a Woman Want« stellt sie im ersten Kapitel den von ihr aufgespannten Themenkreis in Überschriften aus: »Difference and Truth«, »Reengendering the Question«, »Reading and Resistance«. An anderer Stelle fragt sie: »[W]ie kann Differenz als nicht der Identität untergeordnet gedacht werden? Wie kann das Denken aus der Logik polarer Oppositionen ausbrechen? [...] Wie müssen wir lesen?« (Felman 1975, 4, 10, Übersetzung, A.B.) Die Antwort

darauf ist vielleicht, dass Felman die Frage nach dem Weiblichen, nach der Differenz offen lässt und Geschlechtsidentitäten als nicht fixierbar und nicht eindeutig identifizierbar annimmt, wie sie es in ihrem Text »Weiblichkeit wiederlesen«, einer Balzac-Lektüre, eindrücklich demonstriert. Balzacs Text »Das Mädchen mit den goldenen Augen« würde »die Struktur der Opposition zwischen den Geschlechtern als auch die gegenseitigen Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit« grundlegend in Frage stellen (Felman 1992, 35 f.).

212 | 213

Gender Studies, Gay and Lesbian Studies, Queer Studies und Black Feminism

Der Fokus auf die sprachliche Verfasstheit von Identität führte in den 1980er und 1990er Jahren zu einem Perspektivenwechsel innerhalb der feministischen Literaturtheorie: von historischen oder kultursoziologischen Zugangsweisen zu dekonstruktiven, diskurstheoretischen Ansätzen; vom Problem, weibliche Subjektivität und Identität zu konzeptualisieren, zur Differenzierung und Dekonstruktion von Identitäten; von der Annahme gesicherter weiblicher Subjekte, welche selbst forschen oder welche die Beforschten sind, zu *Metaphorisierung* von Weiblichkeit; von politisch motivierten Fragestellungen hinsichtlich der Diskriminierung von Frauen zur Analyse des Konstruktionscharakters von Geschlechtsidentitäten; von der so genannten Frauenforschung zu den Gender Studies bzw. in weiterer Folge zu Men's Studies und Queer Studies.

Bei all den entstehenden Differenzierungen zeigte sich die Notwendigkeit, transdisziplinäre Offenheit zu garantieren und Versuchen entgegenzuwirken, bestimmte Ansätze zu privilegieren bzw. zu kanonisieren. Kulturwissenschaftlich orientierte Gender Studies erweisen sich als ein möglicher Ausweg. Der Zusammenhang zwischen Gender Studies und Dekonstruktion in den Kulturwissenschaften ergibt sich über den Konsens, dass der Ausgangs- bzw. Zielpunkt von Literatur- oder Kulturkritik nicht mehr das bereits als *dezentriert* bzw. als *konstruiert* analysierte *Subjekt* sein kann. *Dezentriert* bedeutet in diesem Zusammenhang, dass das Subjekt nicht mehr als ein autonomes und einheitliches Selbst verstanden wird, sondern als *Konstrukt* und *Effekt* von Ideologie, von Sprache oder von Machtverhältnissen, die diskursive und disziplinierende, subjektivierende und unterwerfende Praktiken umfassen. Das Subjekt ist nicht Ursprung, sondern Effekt (s)einer symbolisch-diskursiven Praxis, in der es verschiedene Subjektpositionen einnehmen kann. Es ist ein dynamischer Kreuzungspunkt sexueller, geschlechtlicher, »rassischer«, klassen-

abhängiger, ethnischer etc. Identifikationen. Gleich wie die Dekonstruktion verändern Gender Studies auch den Textbegriff, indem sie seine Grenzen durchlässig machen und zugleich die Kulturgeschichte vertextualisieren. Gefragt wird nicht nach Fakten, »sondern nach der Beschaffenheit von Bedeutungszusammenhängen« (Osinski 1998, 106 f.). Gender Studies verschreiben sich also De-Konstruktionen von Identitäten und betreiben »Kultursemiose« als Analyse von Machtstrategien und als Aufbrechen und Vervielfältigung von Geschlechterdifferenzen.

Ein entscheidender Impuls zur Entwicklung der Gender Studies in den USA ging von der Anthropologin Gayle Rubin (1949–) aus. Sie verknüpfte die Freud'sche Psychoanalyse und den Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss (1908–) und machte die Differenzierung von *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) über den Begriff des *Sex/Gender-Systems* für die Gesellschaftsanalyse nutzbar. In ihrem Kernargument verwies sie darauf, dass das Sex/Gender-System Strukturen bezeichnet, die in einer spezifischen Kultur gleichsam aus dem »biologischen Rohmaterial« (*sex*) gesellschaftliche Subjekte (*gender*) hervorbringen (vgl. Rubin 1975, 157–210). Sie löste damit die Aporie einer Bezugnahme auf eine naturbedingte Wesenheit der Geschlechter, die zugleich intrinsisch mit dem Inzesttabu und der Stigmatisierung aller nicht normativ heterosexuellen Paarbeziehungen verquickt ist.

Judith Butler (1956–), Philosophin und Theoretikerin der Gender Studies und Queer Studies, geht, obwohl inspiriert durch Rubins Thesen, in ihren Texten »Das Unbehagen der Geschlechter« und »Körper von Gewicht« als *kultur-, philosophie- und ideologiekritische* Intervention über das dichotome System der Trennung der sozialen und biologischen Geschlechtsidentität hinaus. Brennpunkt von Butlers Denken, das stark von Michel Foucault (1926–1984) beeinflusst ist sowie sich auf Arbeiten von Jacques Lacan, Julia Kristeva, Monique Wittig (1935–), Jacques Derrida, Paul de Man und Friedrich Nietzsche (1844–1900) bezieht, ist die kritische Zugangsweise zur Kategorie *Frau* als Subjekt und Objekt feministischer Untersuchungen. Sie kritisiert diese Kategorie wie jede andere, die auf der Grundlage eines binären Logikmodells aufbaut und sieht in ihr das Produkt derselben Herrschaftsstrukturen, die im feministischen Projekt eigentlich Ziel der Kritik sind. Butler argumentiert, »daß die Kategorie Frau selbst ein prozeduraler Begriff, ein Werden und Konstruieren ist, von dem man nie rechtmäßig sagen kann, daß er gerade beginnt oder zu Ende geht. Als fortdauernde diskursive Praxis ist dieser Prozeß vielmehr stets offen für Eingriffe und neue Bedeutungen.« (Butler 1991, 60)

In ihrem berühmten Text »Das Unbehagen der Geschlechter« reformuliert sie jenes *Sex/Gender-System*, das die Bruchstelle von Women's

Studies zu Gender Studies markiert. Das ›System‹ bzw. die Konzeption, von der aus Butler weiterdenkt, wurde primär deshalb eingeführt, um den vermeintlich naturgegebenen Kausalzusammenhang zwischen biologisch fundiertem Geschlecht (*sex*) und den jeweils kulturell konstruierten, variablen Geschlechtszuschreibungen (*gender*) aufzuheben. Die Betrachtung des Geschlechterverhältnisses als Geschlechterdifferenz, basierend auf biologischen Gegebenheiten, wurde konterkariert mit der Trennung der Kategorien *sex* und *gender*. Gender wurde als kulturell konstruiert und damit als veränderbar konzeptualisiert. Eine Überlegung, die auf den ersten Blick einleuchtet, die letztendlich jedoch suggeriert, dass es ›den Körper‹ oder ›die Sexualität‹ *vor* jeglicher Konstruktion gibt. Butler hingegen vertritt die These, dass das biologische Geschlecht (*sex*) ebenso kulturell konstruiert ist wie das soziale Geschlecht (*gender*): »Ja möglicherweise ist *sex* immer schon *gender* gewesen, so dass sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* letztlich gar keine Unterscheidung ist.« (Butler 1991, 24) Die Annahme der *Konstruiertheit* und damit auch der Veränderlichkeit von Identitäten sind die Grundprämissen von Butlers Theorieentwicklung bzw. ihrer Vorstellung dessen, worauf zukünftige feministische Politik aufbauen müsse. Sehr vereinfacht bedeutet die Konstruktion bzw. Konstruiertheit von Geschlecht Folgendes: In dem Moment, in dem ein bestimmtes Geschlecht *beschrieben* wird, wird es auch *konstruiert*. Der einzige Weg, die Vorstellung eines bestimmten Geschlechts für uns verständlich zu machen, läuft über eine Beschreibung, die eine kulturelle Artikulation und keine naturgegebene Sache ist.

Einen wesentlichen Begriff für ihre Argumentation führt Butler in »Das Unbehagen der Geschlechter« ein, nämlich den Begriff des *Performativen*. Sie behauptet, dass sich Geschlechtsidentität als performativ erweist, »d.h., sie selbst konstituiert die Identität, die sie angeblich ist« (Butler 1991, 49). Dies bedeutet, dass es keine wahre, natürliche, richtige, eindeutige Geschlechtsidentität ›hinter‹ den Äußerungen und Ausdrucksformen von Geschlecht gibt, sondern dass diese Identität durch eben diese Äußerungen performativ hervorgebracht wird. Die scheinbare ›Ursache‹ der Geschlechtsidentität, das biologische Geschlecht und der Körper als Oberfläche kultureller Einschreibungen, sind performative Effekte einer diskursiven Praxis. Butler betrachtet damit sexualisierte und geschlechtliche Identitäten im Rückbezug auf sprachliche Prozesse als konstruiert bzw. als durch performative Akte konstituiert.

Als Beispiel für die konstruktive und performative Macht der Diskurse nennt Butler die Zuschreibungen, durch die ein Neugeborenes von einem geschlechtsneutralen »es« zu einem vergeschlechtlichten Subjekt, einer

»sie« oder einem »er«, gemacht wird. Dabei handelt es sich keineswegs um einen einmaligen Akt der Benennung, sondern um sich immer wiederholende soziale (Rufname, geschlechtsspezifische Kleidung), pädagogische (Spielzeug, Bestrafung), medizinische (Geschlechtszuschreibung durch den Arzt, geschlechterspezifische Pathologisierungen), juridische (geschlechtsspezifische Formulare, Urkunden) Diskurse und Praktiken, die prinzipiell nie abgeschlossen sind. Die geschlechtliche Identität, die einem Neugeborenen oder bereits einem Fötus während der Ultraschalluntersuchung durch die Hebamme oder den Arzt oder die Ärztin verliehen wird, ist nichts unmittelbar Gegebenes (auch wenn dies in der Regel so erscheint), sondern eine soziale Entscheidung, in die bereits (insbesondere bei so genannten »Zweifelsfällen«, wie intersexuellen Menschen) eine ganz Reihe biologischer, bio-genetischer und medizinischer Kriterien einfließen, die selbst bereits wiederum das Ergebnis wissenschaftlicher, politischer und ethischer Diskurse sind. Tatsächlich ist es keineswegs unstrittig, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit von einem eindeutigen Geschlecht gesprochen werden kann: Wie müssen die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale genau beschaffen sein? Welche Hormone müssen im Körper in welcher Konzentration nachweisbar sein? Reicht das Vorliegen eines xx- oder xy-Chromosomenpaares zur Bestimmung der Geschlechtsidentität aus, oder ist dies nur dann möglich, wenn bestimmte Gene oder Abschnitte tatsächlich aktiviert sind etc.?

Die Zuschreibung des biologischen Geschlechts unterliegt jedenfalls permanenten sozialen, biologischen und medizinischen Aushandlungsprozessen. Um die Zweigeschlechtlichkeit als naturgegeben erscheinen zu lassen, muss, in der Argumentation Butlers, die Anrufung (*interpellation*) ins *natürliche* Geschlecht ständig wiederholt werden, muss die »Natur« der Zweigeschlechtlichkeit immer wieder aufs Neue *naturalisiert* werden. Performativität kann demnach nicht als ein einzelner, einmaliger Akt aufgefasst werden, sondern vielmehr als eine wiederholende und zitathafte Praxis innerhalb eines regulativen Systems, die die Identitäten, die sie bezeichnet, reproduziert und zugleich das Risiko ihrer Fehlbenennung in sich trägt. D.h., dass aufgrund dieses Risikos Veränderungen innerhalb dieser Prozesse der Identitätskonstruktion immer auch möglich sind. Butler betont auch die »zeitliche Bedingtheit« und den zitathaften Charakter performativer Äußerungen und Anrufungen (Interpellationen). Nur indem eine performative Äußerung als Glied in einer zitathaften Kette vergangene Sprechakte anruft, zitiert und mobilisiert sowie auf zukünftige Sprechakte verweist, erhält sie performative Macht (vgl. Butler 1998).

Wenn Butler sich auch grundsätzlich »originalen«, »stabilen« Genderkategorien verwehrt, heißt das nicht, dass *gender* nichts bedeutet. Ge-

nauso wenig ist Dekonstruktion etwas, das von Außen »zugefügt« wird. Butler geht davon aus, dass es unmöglich ist, sich »außerhalb« zu lokalisieren, außerhalb der Sprache und außerhalb der Differenz.

Obwohl Butler nicht dezidiert literaturwissenschaftlich arbeitet, werden ihre Thesen zu soziokulturellen und sprachlichen Konstruktionsprozessen des Geschlechts innerhalb der Literaturwissenschaften rezipiert. Butler hat aber auch, vor allem in »Körper von Gewicht« (1993), Lektürestrategien praktiziert, die literaturwissenschaftlich bedeutsam sind. Daneben werden Butlers Thesen zur *Performativität von Geschlecht* besonders von der Autobiografieforschung produktiv angenommen und für die autobiografische Theoriebildung weiterentwickelt. Das autobiografische »Ich« wird neu gedacht, und zwar als seiner (Geschlechts-) Identität nicht vorgängig, sondern als über wiederholende Diskurse erst hervorgebracht.

216 | 217

Im Laufe 1980er und 1990er Jahre entwickelten sich die Differenzdebatten immer mehr zu einem Differenzdenken, das nicht mehr ausschließlich auf die Geschlechterdifferenz fixiert war, sich also vermehrt um ein Denken der Begriffstrias *race – class – gender* zentrierte und zusätzlich noch um Fragen der sexuellen Orientierung, des Alters, religiöser Zugehörigkeit und anderer Parameter ausgeweitet wurde. Konsequenz dieser Ausdifferenzierung waren Forschungsansätze wie der *Black Feminist Literary Criticism* oder die *Lesbian and Gay Studies* bzw. *Queer Studies*.

Die *schwarze feministische Literaturkritik* ist unterschiedlich motiviert. Zum einen geht es darum, der Vorherrschaft der durch die weiße bürgerliche Mittelschicht geprägten Literaturwissenschaft einen spezifischen Diskurs entgegenzusetzen. Zum anderen wird versucht, die Literatur von afrikanisch-amerikanischen Autorinnen sichtbar zu machen sowie dem eigenen negativen Selbstbild entgegenzuwirken – ganz ähnliche Beweggründe also, die die Vertreterinnen der Women's Studies hinsichtlich der Dominanz der »Männer« geltend machten. Auch dieser Ansatz kann keineswegs als homogen bezeichnet werden und unterscheidet sich bezüglich der Definition von *black* (Wer gehört dazu, wer aller ist *black*?), bezüglich des Vertretungsanspruchs (Dürfen »weiße« Frauen, dürfen Männer sich für das Projekt engagieren?) und bezüglich der Theoriebildung (Was ist relevant: die *Erfahrung* der forschenden Subjekte oder die Theoretisierung und Dekonstruktion von Identität?). Bedeutsam für die feministische Theoriebildung insgesamt ist die Bewusstseinsarbeit, die von den Vertreterinnen des *Black Feminist Literary Criticism* hinsichtlich der Vielfältigkeit des Begriffs *Frau* und der Dominanz eurozentristischer Diskurse geleistet wurde.

Queer Studies und *Queer Theory* entstanden aus den Gay und Lesbian Studies. »Queer« bedeutet eigentlich »eigenartig, schräg« und wurde in den USA lange als Schimpfwort für Homosexuelle benutzt, im Laufe der Zeit jedoch »resignifiziert«, d. h., dass das Wort von Menschen, deren sexuelle Orientierung anders war, als die der heterosexuellen »Mehrheit«, nämlich lesbisch, schwul, transgender oder transsexuell, angeeignet und positiv besetzt wurde. Dies bedeutet keinesfalls, dass die positive Umwertung eines Begriffs nicht zu neuen Grenzziehungen und Ausschlüssen führen kann, da nicht ganz klar ist, was das Begriffsspektrum tatsächlich abdeckt. (Gehören die farbige Drag-Queen, der/die transsexuelle Prostituierte ebenso dazu wie die weiße lesbische Akademikerin etc.?)

Die wichtigsten theoretischen Impulse erhielten die *Queer Studies* aus poststrukturalistischen Denkansätzen. Gegenstand der *Queer Theory* ist die Analyse und Subversion gesellschaftlicher Diskurse, die die Heterosexualität zur Norm haben. In Bezugnahme auf Foucault wurden diskursive Konstruktionen, wie die Homosexualität, von Zuschreibungen, die auf eine Wesenhaftigkeit homosexueller Menschen abzielen, befreit und der Begriff in seiner historischen Entwicklung rekonstruiert. Theoretikerinnen wie Judith Butler, Eve Kosofsky Sedgwick (1950–) u. a. entwerfen im Widerstand gegen normative Identitätsmodelle prozessual-unabgeschlossene Entwürfe von Identität, versuchen also, Identität *queer* zu denken und in diesem Sinne identitätspolitisch zu handeln. Außerdem hinterfragen sie die Integrität des Körpers und stellen neue Denkmodelle zur Disposition, die die Fragmentierung und Dezentrierung des Körpers reflektieren. Literaturwissenschaftlich ausgerichtete *Lesbian and Gay Studies* und *Queer Studies* widmen sich der Aufarbeitung einschlägiger Literatur bzw. der Aufdeckung und Analyse von Subtexten in vorgeblich »heterosexueller« Literatur.

Deutschsprachige Rezeption

Dekonstruktiv orientierte Denkmodelle stehen für eine Art und Weise der theoretischen Reflexion, der die deutschsprachige Kritik mit Skepsis und einer »Rezeptionshemmung« bzw. auch bewussten Verzögerung begegnete. Für die Literaturwissenschaft lag der Grund dafür in der Provokation der Institution selbst und in ihrer Verankerung in einem Bildungssystem der Kultur, deren Grundfeste durch die Axiome von Ganzheit und Geschlossenheit gesichert und gestützt wurden – dies vor dem Hintergrund der langen deutschen Hermeneutik-Tradition. Eine Institution, die »durch die Leitvorstellungen von System und Hierarchie« bestimmt

war, »sah sich mit der Philosophie der ›gespaltenen Zeichen‹ und des Unmarkierten, wie man die Dekonstruktion nennen könnte, konfrontiert« (Neumann 1997, 5).

Obwohl relativ früh übersetzt, konnten sich auch die theoretisch anspruchsvollen Texte der *Écriture Féminine* in den 1970er Jahren im deutschsprachigen Raum nicht durchsetzen. Als Umweg über Amerika formierte sich die Rezeption in Deutschland erst in den 1980er Jahren. Zu sehr waren die feministischen literaturwissenschaftlichen Seminare an Selbsterfahrungsliteratur orientiert, zu wenig an theoriegebundener Kritik. Bedeutende Ausnahmen bildeten Elisabeth Lenks (1937–) »Die sich selbst verdoppelnde Frau« (1976) und Silvia Bovenschens (1946–) »Die imaginierte Weiblichkeit« (1979), die bereits fundierte literaturtheoretische und methodologische Ansätze aufweisen. Bovenschens entwickelte über ihre Fragestellung zur Existenz einer weiblichen Ästhetik für die Literaturtheorie bedeutende theoretische Kategorien. Lenks Aufsatz liegt eine frühe Rezeption der dekonstruktiv und psychoanalytisch informierten *Écriture Féminine* zugrunde, sie reflektiert das Weibliche als das nicht auf binäre Oppositionen reduzierbare Nicht-Eindeutige. Besonders Sigrid Weigel (1950–), Marianne Schuller (1945–) und Inge Stephan (1944–) (Hamburger Schule) prägten Teile der deutschsprachigen feministischen Literaturwissenschaft dekonstruktiv und traten für einen Wechsel von der Frauenforschung zur Gender-Forschung ein.

218 | 219

Eine erste größere Orientierungsmarke zum amerikanischen dekonstruktiven Feminismus literaturwissenschaftlicher Prägung im deutschsprachigen Raum liefert sicherlich die stark rezipierte Anthologie von Barbara Vinken (1960–) (Vinken 1992), die eine Auswahl von dreizehn Aufsätzen amerikanischer Literaturwissenschaftlerinnen aus den 1980er Jahren enthält, zum Großteil erstmals auf Deutsch verfügbar. In der im Band auch dokumentierten »Feminismus-Debatte« geht es darum, wie bereits der Umschlagtext verrät, »für die richtigen Absichten die nötige Methode zu finden«. Barbara Vinken und Bettine Menke (1957–) entwerfen in der Einleitung bzw. im Nachwort zu diesem Band eine Art feministisch-dekonstruktives Theorieangebot als »Anleitung zum Lesen«. Bettine Menkes Einsatz unterscheidet sich deutlich von den Haupttendenzen der Rezeption, weil sie wie keine andere Wissenschaftlerin im deutschsprachigen Raum der »rhetorischen Verfasstheit« von (Geschlechts-)Identität über die besondere Bezugnahme auf Paul de Mans Lektürev erfahren nachgeht (vgl. Menke 1995, 47).

Judith Butlers fundamentale Kritik an differenzgeleiteten Konzeptionen von Geschlechtsidentität führte zu kontroversen Rezeptionsschüben im deutschsprachigen Raum. Einerseits wurde, was sie in »Unbehagen

der Geschlechter« und »Körper von Gewicht« entwickelte, »als Befreiung des Denkens« gefeiert, andererseits provozierten die Texte Verunsicherung, die mit den Adjektiven »analytisch zweifelhaft« und »politisch fatal« beschrieben werden könnten (Knapp 2000, 81). Die Orientierungskrise dauert an, der Einfluss dekonstruktiver Theoreme zeigt sich dennoch deutlich in unterschiedlichen Wissensformationen. Ausgehend von einer Umbesetzung traditioneller Gegenstände und Kategorien der Literaturwissenschaft öffnet sich der Bereich hin zu verschiedenen anderen Disziplinen und findet im Zuge der 1990er Jahre seine theoretische Metaebene im Gebiet der Gender Studies und der Queer Studies, die sich als Schwerpunktsetzungen über modulare Curricula an verschiedenen universitären Standorten im deutschsprachigen Raum etablieren konnten.

Bibliografie

- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter [1990], Frankfurt a. M. 1991 (Suhrkamp).
 Butler, Judith: Körper von Gewicht [1993], Berlin 1995 (Berlin-Verlag).
 Butler, Judith: Haß spricht: Zur Politik des Performativen [1997], Berlin 1998 (Berlin-Verlag).
 Cixous, Hélène: Die Unendliche Zirkulation des Begehrens. Weiblichkeit in der Schrift [1976], Berlin 1977 (Merve).
 Cixous, Hélène: Die Orange leben [1979], in: dies.: Weiblichkeit in der Schrift, Berlin 1980a (Merve).
 Cixous, Hélène: Weiblichkeit in der Schrift [1979], Berlin 1980b (Merve).
 Cixous, Hélène: Sorties: Out and Out: Attacks/Ways Out/Forays [1975], in: Belsey, Catherine/Moore, Jane (Hg.): The Feminist reader: essays in gender and the politics of literary criticism, New York 1989 (B. Blackwell).
 Cixous, Hélène/Clement, Catherine: La jeune née, Paris 1975 (Union Générale d'Éditions).
 Derrida, Jacques: Grammatologie [1967], Frankfurt a. M. 1983 (Suhrkamp).
 Derrida, Jacques: Die différance [1968], in: ders.: Randgänge der Philosophie, Wien 1988a (Passagen).
 Derrida, Jacques: Randgänge der Philosophie [1972], Wien 1988b (Passagen).
 Felman, Shoshana: Woman and Madness: The Critical Phallacy, in: *Diacritics* 5/2 (1975).
 Felman, Shoshana: La folie et la chose littéraire, Paris 1978 (Seuil).
 Felman, Shoshana: The Literary Speech Act. Don Juan with J. L. Austin, or Seduction in Two Languages [1980], Ithaca/New York 1983 (Cornell University Press).
 Felman, Shoshana: Weiblichkeit wiederlesen [1981], in: Vinken, Barbara (Hg.): Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika, Frankfurt a. M. 1992 (Suhrkamp).
 Felman, Shoshana (Hg.): Literature and Psychoanalysis. The Question of Reading: Otherwise, Baltimore/London 1982 (Johns Hopkins University Press).
 Gubar, Susan/Gilbert, Sandra M.: The Madwoman in the Attic. The Woman Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination [1979], New Haven/London 1984 (Yale University Press).